

Kultur & Gesellschaft

Im Krisengebiet Schule

Der Notfallpsychologe Michael Freudiger arbeitete in Ruanda mit Opfern und Tätern des Völkermords. Heute vermittelt er an 80 Schweizer Schulen im Konfliktfall zwischen Lehrern und Eltern.

Lynn Scheurer

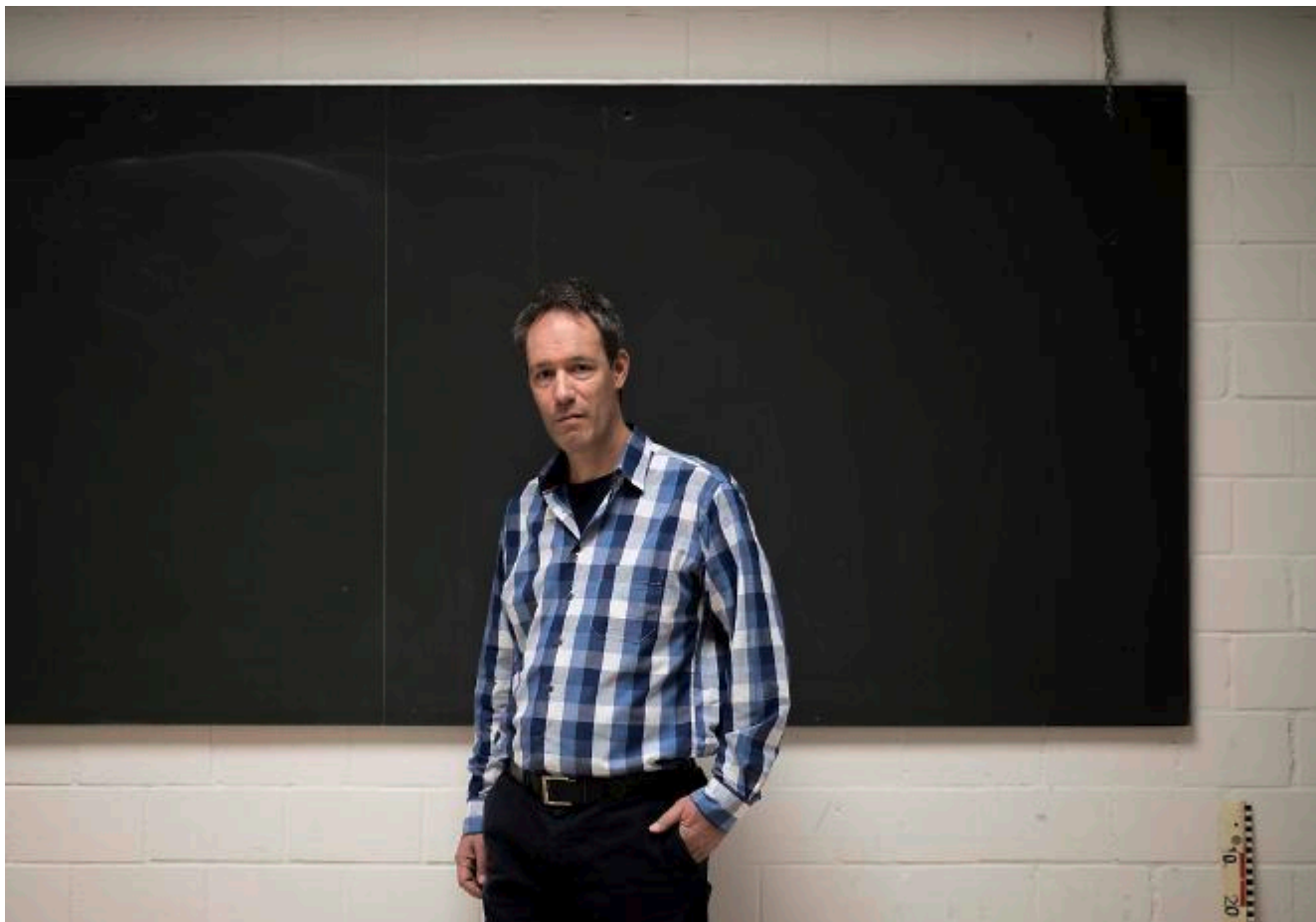
Acht Krisen liegen auf Michael Freudigers Pult. Ein rotes Mäppchen für jedes Krisengebiet; es sind Schulen, die alleine nicht mehr weiterkommen. Freudiger hilft, wenn Konflikte zwischen Eltern und Lehrern verfahren sind. Dem 44-jährigen Psychologen bei der Arbeit zuzusehen, ist nicht möglich: Schulen wollen bei einer Krise keine Gäste.

Also erzählt Freudiger, ein grosser Mann mit kleinen, freundlichen Augen, in seinem Büro in Winterthur von einem typischen Fall an einer Deutschschweizer Schule. Ein Knabe Ende vierter, Anfang fünfter Klasse wurde von den anderen Kindern ausgegrenzt. «Er war daran nicht ganz unschuldig», sagt Freudiger, «er hat provoziert.» Michael Freudiger erzählt in ruhigem Tonfall, macht beim Sprechen oft längere Pausen, scheint die Wörter in seinem Kopf zu sortieren. Von seinem hellen Büro aus hört man draussen Kinder schreien. Beim Fussballspielen hatte es besonders oft Streit zwischen dem Knaben und den anderen Kindern gegeben; Rempelen, Schlägereien. Nach jeder Pause musste der Lehrer eine halbe Stunde lang klären, was vorgefallen war. Für die Eltern der anderen Kinder war klar: Den Knaben sollte man ins Heim schicken. Manche verboten ihren Kindern, mit ihm zu spielen. Als er die Jacke eines anderen Kinds verschmutzte, forderten die geschädigten Eltern Geld von seinen Eltern. Die Situation war verfahren. Der Schulleiter handelte erst, als er merkte, dass der Klassenlehrer kurz davor war, zu kündigen. Ein Elternabend wurde einberufen und Michael Freudiger herbeigerufen. Und der sagte den Eltern etwas, das sie nicht gerne hörten: «Ihre Kinder sind an dieser Situation nicht unschuldig.»

Zweite Chance

Freudiger stellte folgende Regel auf: Stört der Knabe beim Fussballspiel in der Pause, erhält er eine Rote Karte, muss das Spielfeld verlassen - und erhält am nächsten Tag eine neue Chance. Für die anderen Kinder galt dasselbe. Die Mitschüler hätten damit eine konkrete Möglichkeit, auf störendes Verhalten zu reagieren. «Das Verhalten muss für die Strafe entscheidend sein, nicht die Person.» Danach sei ein Ruck durch die Klasse gegangen. Zwar sei der Junge auch heute nicht der Beliebteste, aber er habe Anschluss gefunden. «Die Kinder lenkten schneller ein als die Eltern.»

Vergessen und vergeben können. Dieses Thema war bei Michael Freudigers früherer Arbeit omnipräsent. Nach Einsätzen in Tansania und Pakistan arbeitete er mehrere Monate lang in Ruanda. Der Genozid war seit 15 Jahren vorbei,



«Für die Betroffenen in den Schulen ist auch eine scheinbar kleine Krise eine grosse Krise», sagte Michael Freudiger. Foto: Urs Jaudas

aber immer noch spürbar. Zu der Zeit wurden viele Täter aus dem Gefängnis entlassen und zogen zurück in die Dörfer, in denen auch ihre Opfer wohnten. Freudiger schulte lokale Psychologen und Freiwillige darin, mit den traumatisierten Menschen umzugehen, um ihnen ein friedliches Zusammenleben zu ermöglichen. Die Zeit in Ruanda habe ihn am stärksten belastet, sagt Freudiger.

Gerade in Schulen mit vielen gebildeten Eltern komme es oft zu Konflikten, sagt Michael Freudiger.

ger. «Das Misstrauen ist 24 Stunden pro Tag präsent.» In der Bar, wo der Kellner das Bier vor dem Gast öffnet, um zu zeigen, dass es nicht vergiftet ist. An der Bushaltestelle, wo die Wartenden sich zuerst versichern, dass der andere kein Messer trägt.

Aber Freudiger war geübt im Umgang mit schwierigen Situationen und Menschen. Nach seinem Psychologiestudium hatte er mit Drogensüchtigen ge-

arbeitet. «Es gab damals einfach keine anderen Stellen», sagt er und lacht. Er machte die Arbeit dann sieben Jahre lang und merkte, dass er Menschen mag, denen nicht alles gelingt.

Psychologie studiert hatte Freudiger auch, weil er nicht Lehrer werden wollte wie seine Eltern und Brüder. Über Umwege ist er nun doch in der Schule gelandet. Und dort ist die Nachfrage nach einem neutralen Vermittler gross. Konflikte sind keine Seltenheit. Oft sind es Mobbingfälle in der Klasse, die zu Streit zwischen Eltern und Lehrern führen. Eine Zürcher Lehrerin hat Freudiger bei einem solchen Fall an ihrer Schule erlebt. «Durch seine neutrale Position kann er sich mehr erlauben als die Schulleitung und die Lehrer, er hat keinen Ruf zu verlieren», sagt sie. Freudiger hatte die Moderation eines Elternabends übernommen und die Eltern direkt mit Namen angesprochen, nachgefragt: «Was erzählen Sie Ihrem Kind vom heutigen Abend?» Er sei «völlig ruhig» geblieben, als eine der Mütter schreiend Schule und Lehrer beschimpfte.

Gerade in Schulen mit vielen gebildeten Eltern komme es oft zu Konflikten, sagt Freudiger ohne eine Spur wertenden Tonfalls. «Das ist die negative Seite

der Involviertheit: Eltern möchten mitreden, schreiben Mails, die zu Missverständnissen im Dorf führen, reden vor ihren Kindern schlecht über Lehrer und andere Eltern oder nehmen sich wegen eines kaputten Velos einen Anwalt.» Aus der Ruhe scheint ihn das alles nicht zu bringen. Meist könne er beide Seiten eines Konflikts verstehen, sagt er. Und ihm sei klar: «Für die Betroffenen ist auch eine scheinbar kleine Krise eine grosse Krise.»

80 Deutschschweizer und vor allem Zürcher Schulen vertrauen auf ihn und sein Team. Sie haben bei seiner Firma einen Supportvertrag, bezahlt wird das aus dem allgemeinen Schulbudget. Im Gegenzug erhalten die Schulen günstigere psychologische Unterstützung in einer akuten Krisensituation - etwa beim Tod eines Schülers oder Lehrers - oder bei anhaltenden Konflikten. Jemand aus seinem 19-köpfigen Team ist rund um die Uhr auf Abruf bereit, oft ist es Michael Freudiger selbst. Das stört ihn nicht. In Afrika habe er gelernt, dass es «keine Arbeitszeiten gibt, nur Lebenszeit», sagt er. Diese Gelassenheit bringt Freudiger heute in Schweizer Schulzimmer - und ist sich bewusst, dass auch er nicht alle Situationen lösen kann.

Stilfrage

Kann es auch zu viel Parfüm sein?



Wie bringt man jemandem stillvoll bei, dass er oder sie zu viel Parfüm benutzt? Darf man dazu überhaupt etwas sagen, und wenn ja, wie geht man das am höflichsten an?
S. P.

Liebe Frau P., oh, ein Klassiker: die olfaktorische Belästigung. Durch zu viel Parfüm. Auch ungeschön: zu viel Rasierwasser. Und das Verheerende ist ja, dass sich immer ausgerechnet diejenigen total euphorisiert bestäuben und benetzen, die ein Stinkprodukt verwenden. Es gibt Unmengen von Kopfweh-Parfüms, also solche, bei deren Einatmen sich sofort ein Stechen in den Schläfen bemerkbar macht. Grausam. Ein Nachbar von mir verwendet ein äusserst zweifelhaftes Rasierwasser, jedenfalls muss ich immer niesen, wenn er vor mir den Lift benützt hat. Ich überlege mir seit Jahren, einen Zettel anzubringen mit der Bitte, sich doch mal nach einer Alternative umzusehen, weil ich nämlich auch glaube, dass er so mehr Freunde hätte.

Denn natürlich darf man etwas sagen. Man muss sogar, finde ich. Nichts ist so demütigend, wie wenn sich alle das Maul über jemanden zerreißen, aber gleichzeitig zu feige sind, das mit dem Parfüm-Abusus derjenige Person mitzuteilen, die es am meisten angeht. Ich meine, so werden Menschen einsam und zerbrechen sich den Kopf, was wohl an ihnen niemand mag, dabei liegt es bloss an ihrem Eau de Toilette oder an ihrer Ausdüstung.

Ich bin daher für radikale Direktheit. Das ist ein Akt der Gnade. Einigermassen freundlich formuliert werden sollte das Ganze natürlich, Grobheit ist nie empfehlenswert, aber man muss da fadengerade auf den Punkt kommen und sagen, was Sache ist, dieses Herumschwurbeln bringt rein gar nichts. Am Ende versteht Ihr Gegenüber Bahnhof, und Sie müssen in seiner Anwesenheit weiterhin flach atmen und damit rechnen, dass Ihr Hirn chronisch unterversorgt ist mit Sauerstoff, was auf Dauer wiederum Ihrer Performance im Büro abträglich sein wird.

Senden Sie uns Ihre Fragen an gesellschaft@tages-anzeiger.ch.

Genauso unmissverständlich sollte man übrigens mit jenen umspringen, die stinken, weil sie nichts von der Erfindung der Dusche oder des Deos halten. Denen muss man das klar und deutlich sagen. In diesem Zusammenhang sei insbesondere Menschen mit einer Shampoo-Aversion gesagt: Selbst wenn die Frisur in ungewaschenem Zustand noch einigermaßen passabel aussehen mag - glauben Sie mir: Riechen tun die Haare trotzdem. Das wollte ich schon lange mal schreiben.

Bettina Weber

Die Autorin beantwortet jede Woche Fragen zu Mode und Stil.

Das Gedicht

Langsame Stunden überm Fluss

Langsame stunden überm fluss - Die welle zischt wie im verdross Da von dem feuchten wind gefrischt Ein schein bald blendet bald verwischt.

Wir standen hand in hand am strand Da sah sie ähren in dem sand - Sie trat hinzu und brach davon Und fand auf diesen tag den ton:

Beginnend klang er hell und leicht Wie von dem ziel das wir erreicht - Dann wird er dumpfer als sie sang Vom fernem glück - wie bang! wie lang!

Stefan George (1868-1933)

Der Papst stärkt die konservativen Schweizer Katholiken

In seiner Rede vor den Schweizer Bischöfen hat Franziskus das ökumenische Abendmahl verworfen.

Michael Meier

Während ihres sogenannten Ad-limina-Besuchs informiert die Schweizer Bischofskonferenz Papst und Kurie über die Situation ihrer Ortskirche. Mit grossen Erwartungen sind die Schweizer Bischöfe am Sonntag zu ihrem mehrtägigen Besuch in den Vatikan gereist. Schliesslich haftet Franziskus der Ruf eines Reformpapstes an, der frischen Wind in die Kirche bringen solle.

Doch Franziskus hat in seiner Rede vom Montag an die Schweizer Oberhirten deren konservativen Flügel gestärkt, insbesondere den Churer Bischof Huonder und den Westschweizer Bischof Charles Morerod. Unzweideutig sprach sich der Papst gegen ein gemeinsames Abendmahl von Katholiken und Protestanten aus. Jede Konfession müsse den Glauben unmissverständlich leben und ohne die Unterschiede auf Kosten der Wahrheit wegzuretouchnieren. «Wenn

wir zum Beispiel unter dem Vorwand eines gewissen Entgegenkommens unseren eucharistischen Glauben verbergen müssen, dann nehmen wir weder unseren eigenen Schatz noch unsere Gesprächspartner genügend ernst.» Auch Radio Vatikan deutete diese Aussage als klare Absage des Papstes an eine ökumenische Abendmahlsgemeinschaft.

Hintergrund ist ein von den Schweizer Bischöfen seit langem geplantes Papier zu diesem Thema. Bisher ist es nicht erschienen, weil selbst hochgestellte Geistliche wie der Zürcher Generalvikar Josef Annen eindringlich vor Rückschritten in der Ökumene warnten. Unmittelbar vor dem Vatikan-Besuch nun war Bischof Morerod vorgeprellt und hatte den Text «Überlegungen zur Eucharistie im ökumenischen Kontext» mit einem klaren Nein zum gemeinsamen Abendmahl veröffentlicht.

Im Weiteren rief der Papst die Schweizer Bischöfe dazu auf, den Unterschied zwischen Priestern und Laien nicht zu verleugnen. Es sei gut, das Engagement der Laien zu unterstützen, allerdings müsse dies stets «unter klarer Wahrung des Unterschieds zwischen dem gemeinsamen Priestertum aller Gläubigen und dem Priestertum des Dienstes» erfolgen.

Vor allem in der Deutschschweiz übernehmen die Lientheologen viele Aufgaben, die in der Weltkirche den Priestern vorbehalten sind, halten Gottesdienste, predigen in der Eucharistiefeier, nehmen Hochzeiten, Taufen vor. Der Papst ging nun auf die Einwände der konservativen Katholiken ein, die sie an diesen Schweizer Sonderwegen stossen.

«Zu starke Abhängigkeit»

Auch warnte der Papst in seiner Rede vor einer zu starken Abhängigkeit der katholischen Kirche in der Schweiz von staatlichen Einrichtungen, namentlich der Kantonalkirchen. Nur wenn es die Kirche vermeide, von Einrichtungen abhängig zu sein, «die durch wirtschaftliche Mittel einen Stil des Lebens auferlegen könnten, der wenig mit Christus» zu tun habe, werde sie in ihren Strukturen das Evangelium besser sichtbar werden lassen. Die Bischöfe müssten die Beziehungen zwischen der Kirche und den Kantonen «ruhig weiterführen», zugleich aber das Verhältnis von Kirche und Staat weiter klären. Die Besonderheit dieser Beziehungen habe in der Schweiz «eine Reflexion erfordern, die vor mehreren Jahren begonnen hat, um den Unterschied der Funktionen

zwischen den Körperschaften und der katholischen Kirche zu bewahren».

Die Richtschnur dazu ist für Franziskus das sogenannte «Vademecum». Dieses ist ein Leitfaden für die Zusammenarbeit der katholischen Kirche mit den staatskirchenrechtlichen Körperschaften wie Kirchgemeinden und Kantonalkirchen. Die Schweizer Bischöfe hatten es auf Drängen von Bischof Huonder letztes Jahr veröffentlicht und dafür harsche Kritik geerntet. So sieht das «Vademecum» in den Kantonalkirchen nicht länger kirchliche Institutionen, spricht stattdessen konsequent von «kantonalen Körperschaften», die der Bischofskirche zudienen müssten.

Natürlich ermutigte Franziskus die Schweizer Bischöfe auch dazu, «ein gemeinsames deutliches Wort zu den Problemen der Gesellschaft» zu sagen. Im Zentrum seiner Rede aber standen die Schweizer Sonderwege, die in den letzten Jahren zu lautstarken Kontroversen führten, meist vom Churer Bischof Vitus Huonder auf die Agenda gesetzt. Sie halten die Eigenheiten der Ortskirche Schweiz für unvereinbar mit dem Weg der Universalkirche. Offenbar hat sich Papst Franziskus die Sorgen der konservativen Bischöfe zu eigen gemacht.